

Von uns. Sonderberichterstatler.

II. Ein Besuch in Budapest.

Ich bin auf der Fahrt nach Budapest. Um Mitternacht schreie ich aus dem Schlafe. Gesang aus Hunderten von rauhen Männerkehlen. Der Zug steht, ich wische das beschlagene Fenster ab und schaue hinaus. Wir halten in irgendeiner größeren ungarischen Station mit irgendeinem unaussprechlichen Namen. Eine riesenlange Wagenkette, Personen- und Lastwagen in bunter Abwechslung, hängt an zwei Lokomotiven, die sich ganz in weiße Dampfwolken einhüllen. Auf dem Zwischenbahnsteig, der meinen Zug von diesem anderen trennt, stehen Hunderte von ungarischen LandsturMLEuten, ältere und älteste Jahrgänge, stoßen und drängen sich singend in die WaggonS, die bald gefüllt sind und zehn Köpfe in jedem Fenster zeigen. Auf dem Bahnsteig selbst stehen jetzt nur noch ein paar Feldgendarmen und vierzig, fünfzig Bäuerinnen, diese wie furchtsame Hennen zu einem Haufen zusammengeballt, bis sich alle Soldaten in ihren Abteilen befinden. Dann stieben sie auseinander, zu den Fenstern. Eine von ihnen findet „den ihren“ nicht, läuft schreiend und den Namen rufend, mit wehenden Röcken die lange Wagenreihe entlang, bis sich der Gesuchte endlich seelenruhig, die „Makra-Pipa“ im Munde, die Kappe schief, am Fenster zeigt. Dann steht sie unten, ohne ein Wort zu reden, er oben, ebenfalls stumm — sehen einander nur an.

Aus einem der WaggonS schmettert jetzt eine junge, helle Stimme ein Soldatenlied. Ein neues, wie es sich das Volk gedichtet hat, und das in deutscher Uebersetzung ungefähr so lautet: „Franz Joseph, alter Vater, deine Balas und Husaren kommen zu dir, weil du sie gerufen hast. Du hättest aber gar nicht rufen müssen, du hättest uns nur anzusehen brauchen mit deinen guten Augen, und wir wären schon keiner zu Hause geblieben. Mutter und du, mein Mädels, heult nicht und denkt daran, der alte Franz Joseph weint auch nicht, und er hat viele hunderttausend Kinder im Felde.“ — Wieder fallen hundert Stimmen ein — jetzt läßt die Maschine zischend Dampf, ein langgezogener Pfiff — wie ein herzbrechender Abschieds schrei klingt er — und der Zug setzt sich langsam stöhnend in Bewegung. Die Frauen stehen einen Moment lang wie erstarrt, als ob sie es gar nicht begriffen, daß die Thren alle nun wirklich fortführen in Kampf und Tod — schauen mit weit aufgerissenen Augen der Riesenschlange nach, aus deren Leib weiße Tücher in die Nacht flattern. Nur eine alte Bäuerin steht da, die dem Zug noch nachsieht. Wie er sich in Bewegung setzte, hat sie ihren obersten Rock aufgehoben und ihn sich über den Kopf geschlagen, ihr Gesicht trauernd verhüllt und ihre Augen blind gemacht. . . . So steht sie da, unbeweglich, bis die anderen Frauen langsam kommen und sie mitnehmen. Ruhig gehen sie nun alle hin, mit seltsam steinernen Gesichtern.

Von weit her mischen sich abgerissene Töne einer Ziehharmonika in das dumpfe Rollen des Zuges, einzelne Worte flattern herüber . . . „der alte Franz Joseph . . . hunderttausend Kinder“ . . .

In Budapest am Ostbahnhof. Es ist sieben Uhr früh, aber die Straßen sind schon höchst lebendig — die Stadt scheint also sehr früh munter zu sein. Am Bahnhof gibt's Fiaker, Autos, Einspanner, ein höchst erfreulicher Willkommgruß! Ich erwische sogar einen Gummiradler, Pneumatiks, u. genieße ein jahrelang entbehrtes Gefühl wieder. Die Waizner Straße entlang führt der Weg, die schon regen Tagesverkehr zeigt, an der alten Basilika vorüber, dann biegen wir in den Donaufai ein, der immer wieder so überwältigend schön wirkt, halten beim Hotel. Höchst angenehm überrascht bin ich beim Aussteigen, daß das Vergnügen des Fiakerfahrens durch den Taxameter geregelt wird: der Kutischer bedankt sich sogar deutlich sehr höflich, auch der Portier, der Diener, der mein Gepäck übernimmt, der „Aufzugjunge“ — so sagt man doch wohl jetzt statt Liftboy? alle sprechen gut deutsch, was ich gerne als erste Veränderung gegen frühere Jahre notiere: damals war's anders.

*) Siehe Nr. 227 vom 4. Mai.

Wald bin ich wieder auf der Straße, dem Donaufaß, stehe mitten in der wunderschönen, warmen Frühlingssonne. Wolkenloser blauer Himmel, die Sonne glühert auf den grünblau schillernden Wellen der Donau, das majestätisch-breit hinströmende Band, das die beiden Schwesterstädte Ofen und Pest zur Gemeinsamkeit verbindet. Frühlingsluft, durchsichtige, silbrige Frühlingsluft liegt überm Blockberg drüben auf der Ofener Seite, weht zitternde, zarte Schleier um das alte Festungsgemäuer hoch oben, um die herrliche, neue Königsburg, die von den schroff aufsteigenden Felsen herabgrüßt, von blühenden Bäumen umkränzt. Amphitheatralisch steigt das Gewirr der alten Häuser Ofens links und rechts von der Burg auf, blitzen die goldenen Kugeln der vielen Kirchen — märchenhaft wirkt dies alles.

Mit dem „Propeller“ fahre ich nach Ofen hinüber, gehe durch alte Straßen — Häuser findet man da, deren Inschriften ins tiefste Mittelalter weisen, mit köstlichen Torbögen, durch die man in Höfe hineinsieht, in deren Mitte noch Ziehbrunnen unter weitausladenden Bäumen stehen; von den Fenstern, den hauchigen, steinernen Erkern grünen Blumen, prunkvolle Paläste träumen hier, mit streng verschlossenen Türen, die alte Holzschneidereien und Schmiedearbeit zeigen — es drängt mich gar nicht zu wissen, wer diese Kirche erbaut hat, von wem jenes alte Reiterstandbild stammt, welchem Künstler jenes zarte Barockpalästchen zugeschrieben wird: es genügt mir, das Bild dieser klaren vornehmen Linien, der feinen Türmchen und Nondelle, die Stimmung der versunkenen Lage in mich aufzunehmen, die aus dem Gewirr der bizarr verschlungenen Gäßchen und Plätze strömt.

Hoch oben auf den Felsen, deren hartem Gestein man den Platz mühselig abgerungen hat, von dem die neue Burg stolz ins Land schaut — einige Schritte nur von dem kunstvollen Gitter entfernt, das den blühenden Park des Schlosses von der Außenwelt abschließt, steht ein Haus. Schlicht, einfach, fast arm erscheint es auf den ersten Blick — aber es ist ein Haus das in der Geschichte Ungarns eine große Rolle spielte und noch spielt: das Gebäude des Ministerpräsidentiums, in dem Graf Tisza residiert. Bandförmig schlingt sich ein Relief um die Mauern — 1806 steht auf dem Giebel, und der Schöpfer dieser Skulptur ist, wie ich später höre, ein ungarischer Künstler namens Ferenczi gewesen. Ueber schmale, gewundene Steintreppen führt mich der Diener, durch klosterartig weißgetünchte Gänge, an hohen Fenstern vorbei, durch die der Blick in den alten Hof hinuntergeht, wo zwischen den Nischen des buckligen Steinpflasters lustig das Gras sprießt. Endlich sind wir an Ort und Stelle, im großen Ministerratszimmer. Ein Riesensaal im Empirestil, mit schöner Stuckdecke, spiegelndem Parkettboden, an den Wänden große Gobelins nach Entwürfen von Voucher, zwischen denen die Porträte der gewesenen Ministerpräsidenten seit Franz Deak hängen, von ungarischen Künstlern gemalt. In der Mitte des Saales, der sein Licht von Nischenfenstern erhält, durch die das Auge den entzündenden Blick auf die Donau genießt, steht ein großer, mit grünem Tuch bedeckter Konferenztisch, die Sitznituren in den Saalecken, die Stühle an den Wänden in rosa und grüner Seide, gleichfalls Empire. Ein feierlich-kühler Raum, voll Vergangenheit, und es ist doppelt schön, aus ihm heraus auf den Balkon zu treten, der eigentlich schon mehr eine Niesenterrasse ist, wohl an die 20 Meter lang und 10 Meter breit: so wunderbar und überwältigend ist der Blick auf die Frühlingsgegenwart, den breiten Strom zu Füßen mit seinen kühn geschwungenen Brücken, den hin und herschießenden Dampfern, auf Pest gegenüber, diese junge, mächtig sich dehnende und stredende Stadt. . . . Es muß herrlich sein, an schönen Sommerabenden hier zu sitzen und auf die hunderttausend Lichter zu schauen, die aus dem Häuser- und Straßenmeer herüberfunkeln und vielfach von dem breiten Strom widergespiegelt werden.

Im Nachmittag wandere ich stundenlang durch die Straßen von Pest, die in ihren Hauptzügen von so überschäumendem Leben erfüllt sind, wie ich es in gleichem Maße kaum in Berlin kenne. Und wie nahe die Gegensätze! Kaum biegt man in irgendeine der Seitengassen der berühmten Andrássystraße, in der ein moderner Zinspalast neben dem andern steht, ein prunkvolles Kaffeehaus mit Niesenspiegelscheiben — durch die man auf marmor-, kristallene Lüster mit Hunderten von Kerzenflammen blickt — dem nächsten schon den Platz streitig macht, und wandert ein paar hundert Schritte — und die Kleinstadt umgibt uns, die Provinzstadt mit ihren alten, oft schon baufälligen, ein- oder zweistöckigen Häuschen. Barfüßige Kinder spielen auf der Gasse, Frauen sitzen vor den Haustoren, stehen in unendlichen Gesprächen nebeneinander. . . . Diese Stadt ist wie einer, der einen Haupttreffer gemacht hat, sich rasch mit den äußerlichen Kennzeichen der Wohlhabenheit ausstattete, mit Lackschuhen, blühenden Ringen, Spazierstöck mit goldener Krücke, aber noch sparsam die alte Wäsche aus früheren Tagen her „aufträgt“, sich hierin nur allmählich mit neuen Sachen versteht, weil man's doch schließlich nicht so leicht sieht. Diese Stadt hat die unbändige Gebärde eines, dessen jahrelange Sehnsucht Reichthum, Wohlthun machen gewesen ist und den das Schicksal nun jählings in die Erfüllung hineingestellt hat. Dem zum Grandseigneur die Tradition jahrhundertlanger Besitzes und seiner Selbstverständlichkeit fehlt, der aber doch genügend Verstellungskunst von Natur aus hat, als daß er auf den ersten Blick schon als plötzlich Reichgewordener erkannt werden könnte. Die Unterschiede sind sehr scharf erkennbar, wenn man die beiden Städte vergleicht, die sich zum großen Gemeinwesen der ungarischen Hauptstadt zusammengeschlossen haben: Ofen — das ist große Vergangenheit, Aristokratie und Volk in stolzer Tradition — Pest, das ist die bunte Wohlthätigkeit des Amerikanismus, der Zug nach dem gelobten Land des Westens, der leichsinnige Verzicht auf eine Physiognomie, die „Aufmachung“ — kurz, um rasch verständlich zu sein, ungarischer Kurfürstendamm. In Ofen verliebt man sich unrettbar, aber sozusagen, um in Wilde zu bleiben, platonisch schwärmend. . . . Pest berauscht die Sinne, reißt einen an sich, jagt einen rettungslos von Lust zu Lust, lockt mit hunderttausend glühenden Versprechungen, heißt einem die Lippen blutig — und geht gelassen zum nächsten. . . .

Abend im Klub der Regierungspartei. Mit Hofrat Beszi, meinem lebenswürdigen Cicerone, steige ich in den Fahrstuhl, der uns in die Prunkfälle des Klubs hinaufbefördern soll. Wie wir losfahren wollen, wird die Türe noch einmal geöffnet: ein älterer Herr, groß, kräftig, mit grauem Schnurrbart, der in den Spitzen ungarisch ausgedreht ist, springt noch rasch herein zu uns, sehr jugendlich. Der Hofrat sagt: „Serbus, Erzszellenz“, und die beiden schüttelten sich die Hände. „Gesiatte, daß ich dir unsern Gast gleich hier vorstelle“ und nennt meinen Namen. „Ich glaube, wir kennen uns schon von irgendwo“, lächelt die Erzszellenz und reicht mir die Hand: „Hajai.“ (Der Honvedminister, dem ich im vorigen Sommer beim General Voroevic vorgestellt wurde, den ich aber nicht erkannte, da er damals in großer Generalsuniform war.) Von beiden Herren in die Mitte genommen betrete ich die Klubräume; elegante Couloirs, besetzte Diener, Parkettboden, rote Samtbänke, der große runde Saal mit einer Estrade, auf der der Präsidententisch und ein paar Stühle stehen, ein richtiger Sitzungssaal. An den hohen, weißgoldenen Wänden Porträte der Parteiführer, der alte Tisza, Wekerle, Banffy, Khuen u. a. Abgeordnete und Minister stehen in Gruppen oder zu zweien beisammen, rauchen, plaudern. Prachtvolle Charakterköpfe sieht man da, elegante, alte Aristokraten, junge Advokaten, Bauernabgeordnete in Röhrenstiefeln, einer von ihnen ist in Uniform als einfacher Honvedfeldwebel und geht plaudernd mit einem Abgeordnetenkollegen, Rittmeister bei den Husaren, auf und ab, der den Arm in den seinen geschoben hat. Ein scharfgeschnittener Kopf fällt mir auf: glattrasiert, lange, graue Haare, die bis zur Schulter fallen, die schlanke Gestalt steckt in einer einfachen Couture; mein Führer nennt mir den Namen eines bekannten rumänischen Geistlichen und Politikers. Der unterste Herr mit dem vollen, spitzbärtigen Gesicht, den scharfen, hin und

her wandernden Blicken, ist der Handelsminister. Erzszellenz Hajai spricht mit einem sehr schlanken, vornehmen, weißbärtigen Herrn — dem Erzszellenz-Kollegen vom Justizministerium. Ihnen gesellt sich Erzszellenz Tisza zu, der eben in den Saal tritt, und die drei stehen eine Viertelstunde in reger Unterhaltung, während die anderen Gruppen sich gar nicht um sie kümmern. Dann kommt Tisza auf uns zu, die wir am Geländer der Präsidentenestrade lehnen, der Hofrat stellt mich vor und läßt uns allein. Fast eine halbe Stunde währt unser Gespräch, das sich mit allen möglichen Aktualitäten der internationalen und der Wirtschaftspolitik beschäftigt und von dem ich ja auch einiges mittheilen durfte. Graf Tisza ist kein Geheimnisträger; er spricht über die angeschnittenen Themen mit überraschender Offenheit und versteht es meisterhaft, eine Sache in großen, klaren Linien plastisch und dem Laien verständlich zu machen. Sein ernstes, strenges Gesicht, mit dem kurzen, grauen Bart und den großen, hellgrünen Augengläsern scheint kein Lächeln zu kennen, und ich kann mir ihn ganz gut vorstellen, wie er unbeweglich auf dem Rednerpodium stand und den wütenden Stürmen trotzte, die seinerzeit das Parlament durchtöbten, und deren unerbittliches Niedergewingen ihm den Namen des „Mannes mit der eisernen Faust“ verschaffte. Auch in der Erregung verzieht dieses undurchdringliche Gesicht keine Miene, und nur manche Bewegung — wenn zum Beispiel in der Erregung des Gesprächs die geballte Faust auf die Balustrade fällt — läßt das Temperament ahnen, das diesen Mann zu einem so gesüchteten Debatter des Reichstages macht, dessen schneidende Schärfe und Wucht zwischen Freund und Feind keinen Unterschied kennen. „Im wird einmal die Geschichte das Höchste nachsagen, was einem politischen Führer an Lob gezollt werden kann“, sagte der Hofrat, als ich ihm später den imponierenden Eindruck schilderte, den ich von dem berühmten

Staatsmann empfangen hatte. „Er ist unbestech-

her wandernden Blicken, ist der Handelsminister. Erzellenz Hazai spricht mit einem sehr schlanken, vornehmen, weißbärtigen Herrn — dem Erzellenz-Kollegen vom Justizministerium. Ihnen gesellt sich Erzellenz Tisza zu, der eben in den Saal tritt, und die drei stehen eine Viertelstunde in reger Unterhaltung, während die anderen Gruppen sich gar nicht um sie kümmern. Dann kommt Tisza auf uns zu, die wir am Geländer der Präsidentenestrate lehnen, der Hofrat stellt mich vor und läßt uns allein. Fast eine halbe Stunde währt unser Gespräch, das sich mit allen möglichen Aktualitäten der internationalen und der Wirtschaftspolitik beschäftigt und von dem ich ja auch einiges mitteilen durfte. Graf Tisza ist kein Geheimnisräumer; er spricht über die angeschnittenen Themen mit überraschender Offenheit und versteht es meisterhaft, eine Sache in großen, klaren Linien plastisch und dem Laien verständlich zu machen. Sein ernstes, strenges Gesicht, mit dem kurzen, grauen Bart und den großen, hellgrünen Augengläsern scheint kein Lächeln zu kennen, und ich kann mir ihn ganz gut vorstellen, wie er unbeweglich auf dem Rednerpodium stand und den wütenden Stürmen trogte, die seinerzeit das Parlament durchtobten, und deren unerbittliches Niederzwingen ihm den Namen des „Mannes mit der eisernen Faust“ verschaffte. Auch in der Erregung verzieht dieses undurchdringliche Gesicht keine Miene, und nur manche Bewegung — wenn zum Beispiel in der Erregung des Gesprächs die geballte Faust auf die Balustrade fällt — läßt das Temperament ahnen, das diesen Mann zu einem so gefürchteten Debatter des Reichstages macht, dessen schneidende Schärfe und Wucht zwischen Freund und Feind keinen Unterschied kennen. „Im wird einmal die Geschichte das Höchste nachsagen, was einem politischen Führer an Lob gezollt werden kann“, sagte der Hofrat, als ich ihm später den imponierenden Eindruck schilderte, den ich von dem berühmten

Staatsmann empfangen hatte. „Er ist unbestechlich gegen oben und unten und gerecht. Davon wissen seine Freunde etwas zu erzählen. Einem Feinde mag er einmal etwas nachsehen — einem Freunde niemals“ . . .

Wie wir auf die Straße treten, schlägt es 11 Uhr nachts. Das Leben braust mit unverminderter Lebhaftigkeit durch die Straßen der inneren Stadt, die Restaurants, die Kaffeehäuser sind zum Bersten voll, Musik klingt aus den Lokalen, eine dichte Menschenmenge schiebt sich auf den Bürgersteigen der Andrasshstraße hin und her. Autos, Ziafer auf der Fahrbahn — jung, berauschend, überschäumend jung ist diese Stadt, die nur notdürftig zu schlafen scheint, um keine Stunde des kostbaren Lebens zu verlieren, das jetzt noch kostbarer ist denn je, da der Feind so nahe den Toren stand. . . .

Otto König.